

Aus handschriftlichen Aufzeichnungen übertragen.

Walter Schmithals / Predigt im Kantatengottesdienst / Kaiser Wilhelm Gedächtniskirche

- 11. Oktober 1980 / Kantate 117 „Sei Lob und Ehr im höchsten Gut“
- Schriftlesung: Epheser 4, 22 - 32 und Matthäus 9, 1 – 8
- Gemeindelied: Nun lasst und Gott dem Herren

Liebe Gemeinde!

Wir wissen nicht, für welchen Sonntag J.S. Bach die Choralkantate, die wir in diesem Gottesdienst hören, geschrieben hat. Es ist üblich geworden, sie in die Nähe des Erntedankfestes zu stellen, weil in den Worten des Chorals auch die Schöpfermacht Gottes gepriesen wird.

Sehen wir genau zu, so führt uns der Gedanke des Liedes¹ freilich in einen anderen Bereich. Dazu muss man etwas von seinem Verfasser wissen. Es ist der Frankfurter Jurist Johann Jakob Schütz, ein Freund und Vertrauter Philipp Jakob Speners. Von Spener erfahren wir auch Näheres über die Not, die in dem Choral der heutigen Kantate angesprochen ist. Es war keine äußere, sondern eine innere Not, nämlich die Anfechtung durch den Atheismus, der sich in jener Zeit ausbreitete. Schütz sei, so sagt Spener, der gewisse Grund des Glaubens, in dem er groß geworden war, entschwunden. Damit geriet Schütz in jenen Jammer, in Not und Tod, von denen er in Vers 1 und Vers 4 spricht.

Die Erfahrung, die sich in unserem Choral ausspricht [besser: ausdrückt], ist insofern also eine moderne Erfahrung, von der auch jeder von uns sein Lied singen kann. Wir wissen nicht, welche persönlichen Erfahrungen Schütz in seine Anfechtungen führten und was jene falschen Götzen waren, von denen er in Strophe 8 spricht. Aber seine Erfahrungen waren die Erfahrungen vieler seiner Zeitgenossen.

Sie wurzelten einmal in den naturwissenschaftlichen Entdeckungen der Zeit. Dem erschreckten Blick des Menschen öffnete sich ein unendlich leerer Weltenraum. Wo einst für den Frommen Gott wohnte, war nunmehr das kalte, dunkle Nichts. Der Mensch wusste sich nicht mehr geborgen, sondern verloren.

Und dazu kam eine andere Erfahrung.

Als Schütz seinen Choral dichtete, war der 30-jährige Krieg seit etwa einer Generation zu Ende. In der großen Metropole Frankfurt, Kaiserstadt, Handelsstadt, Messestadt, Kulturzentrum, waren die Schrecken des Krieges abgelöst worden durch ein Wirtschaftswunder – die damalige Zeit gleicht sehr der unsrigen-. Abgelöst war die Ohnmacht des Menschen, der zum Spielball von Gewalt, Mord, Pest, Feuer und allen Nichtigkeiten und Bosheiten geworden war, durch Tatkraft und Schaffenskraft. Der Mensch sah sich berufen und imstande, von sich aus eine heile, gute Welt aufzubauen. Gott wurde entbehrlich.

Nichts von diesen Erfahrungen ist uns fremd. Vielleicht hat die Welt sich mehr an sie gewöhnt. Man nimmt sie als Schicksal hin, man bejaht sie tapfer, trotzig oder verzagt, man verdrängt sie.

¹ Lied unter der Nummer 326 im aktuellen evangelischen Gesangbuch

Aber manche erfahren sie nach wie vor mit jener tiefen Verzweiflung, in der Johann Jacob Schütz sich Spener anvertraute. Nietzsche durchschritt diese Erfahrung bis hin zum Wahnsinn. Er nannte sie „ein Tor zu tausend Wüsten, stumm und kalt“ und er fährt fort: „Wer das verlor, was du verlorst, macht nirgends halt“. Das ist konsequent, denn zuvor schon beobachtete Jean Paul: „Wo einer Zeit Gott wie die Sonne untergeht, da will bald darauf auch die Welt in das Dunkel“.

Wenn der Mensch ganz oben ist, ist alles ganz niedrig. Kann er sich nur auf sich verlassen, worauf ist dann noch Verlass? Ist er seine Zukunft, gibt es keine andere Zukunft als den Tod. Schütz verhielt sich in seiner Anfechtung in einer fast paradoxen Weise (Strophe 3):

„Ich ruf zum Herrn in meiner Not.
Ach Gott, vernimm mein Schreien.“

Er rief den verlorenen Gott an. Er rief ins Dunkle. Er rief dem Gott nach, der sich entzog. Er rief den Gott an, der verstummt war.

„Da half mein Helfer mir vom Tod
und ließ mir Trost gedeihen“.

Schütz erfuhr die neue Zuversicht des Glaubens als ein Wunder. Der Gott, der sich in der unendlichen Leere des Weltraums verflüchtigte, begegnete von neuem in der Gewissheit des Herzens – du Herr, du mein Gemüt –, so dass Schütz öffentlich bekennt:

„Der Herr ist noch und nimmer nicht
von seinem Volk geschieden,
er bleibet ihre Zuversicht,
ihr Segen, Heil und Frieden“.

Schütz war seiner Zeit voraus, sowohl in der Erfahrung der Gottesleere wie in der Erfahrung des Friedens in Gott. Seine Zeit versuchte bald, den Gott, welcher der Vernunft verloren ging, mit der Vernunft wiederzufinden – ein vergebliches Bemühen.

Schütz fand den Frieden Gottes, der einem Wort des Paulus zufolge höher ist als alle Vernunft, wieder, als er ihn mit dem Herzen suchte. Wie auch sein Zeitgenosse Pascal sagte. "Das Herz hat seine Gründe, die der Verstand nicht kennt."

Liebe Gemeinde, unsere Situation entspricht nicht nur darin der von Joh. Jak. Schütz, dass Gott oft mehr als der Abwesende denn als der Gegenwärtige erfahren wird und auch nicht nur darin, dass Gottesfinsternis nach wie vor die Welt verdunkelt, sondern auch darin, dass Gott sich nicht der Anstrengung des Denkens zeigt, sondern dem Schrei des Herzens und der herzlichen Vergewisserung. Nicht um (?) Wissen Gottes kann es gehen, sondern um Gewissheit, die es nicht gibt ohne die lebendige Bewährung des Glaubens in der umfassenden Wirklichkeit unseres Lebens.

Wir werfen an dieser Stelle unserer Gedanken einen Blick auf das Evangelium von der Heilung des Gelähmten. Dieser Gelähmte ist Bild und Beispiel derer, die vor 1000 Wegen stehen und doch ohne Weg sind, die mitten auf dem Lebensweg schon am Ende ihrer Wege angekommen sind – ob sie es wissen oder nicht. Er steht für die Menschen, die in allem Fortschreiten und Fortschritt doch nicht vorwärtskommen, es sei denn zum Alter oder Tod. Der Lahme lebt und er weiß nicht, warum und wozu er lebt – wie jeder lebt, dem Gott als Ziel und Ursprung seines Lebens verloren ging.

So gesehen ist der Zug der vier Träger mit dem Gelähmten einem Leichenzug zu vergleichen, wie denn ja auch unter uns viele Wege des Lebens in Wahrheit Wege des Todes sind. Dieser Leichenzug freilich führt, wenn wir im Bilde bleiben, dorthin, wo die Toten auferweckt werden, wo sich die Lähmung löst, wo das Leben nicht aufhört, sondern anfängt.

Dies geschieht durch Jesu Wort:

„Sei getrost, mein Kind, deine Sünden sind dir vergeben“ und „Steh auf, nimm dein Bett und gehe nach Hause“.

Verstehen wir diese Worte, wie wir es sollen, als Worte, die uns zugesprochen sind, so sagen sie: Du Mensch, versteh dich nicht aus dem, was du aus dir gemacht hast. Was immer das sein mag, es kann dich nur lähmen. Es eröffnet nicht Leben, sondern Tod, auch wenn es die besten Werke sind. Aber Gott sieht dich darin nicht an – das heißt: Vergebung der Sünden. Gott sieht dich, Mensch, an als sein Kind und er spricht zu dir, wie jeder zu einem Kind spricht: Sei getrost, mein Kind, steh auf. An seiner Hand können Lahme gehen und Blinde sehen. Mit ihm ist Licht genug im Dunkeln und Weg über Abgründe.

Man muss es nur auf sein Wort hin wagen. Gewissheit Gottes und die Gewissheit von Sinn und Ziel, von Leben und Wahrheit gibt es nicht ohne das Wagnis des Herzens, nicht ohne den Mut zur Bewährung des Glaubens, nicht ohne die lebendige Erfahrung der Nähe Gottes, nicht ohne dass man sein Bett aufnimmt und geht.

Sowohl das trostvolle Lied des J.J. Schütz wie das Evangelium laden uns ein, wo immer wir krank liegen an Gewissen und Geist und gelähmt sind an Herz und Mut, aufzustehen und uns auf den Weg zu machen unter dem Wort:

„Sei getrost mein Kind“, um auf solchem Weg zu erfahren:

„Der Herr ist noch und nimmer nicht
von seinem Volk geschieden ...“

Wer liegen bleibt, erfährt dies nicht.

Darin vereinen sich Choral und Evangelium.

Vieles wäre dem sowohl aus dem Choral wie aus dem Evangelium hinzuzufügen.

Ich erinnere an den Aufbau der Kantate:

Chor – Rezitativ – Arie, dann noch einmal:

Chor – Rezitativ – Arie, und dann umgekehrt:

Arie – Rezitativ – Chor.

Wo immer Bach eines seiner Werke in dieser Weise über Kreuz aufbaut, will er an das Kreuz Jesu erinnern – eine sinnvolle Erinnerung. Denn wo immer Lahme gehen und Blinde sehen, wo sich die Verzweiflung der Gottesferne wandelt zu dem Trost der Kinder Gottes, leben wir von dem Kreuz, durch das Gott inmitten unseres Dunkels wohnt, wiederholen wir Jesu „Mein Gott, mein Gott, warum hat du mich verlassen“ wie Joh. J. Schütz es in seiner Anfechtung tat: Die Erfahrung der Gottverlassenheit und der Schrei zu eben diesem Gott.

Ich erinnere auch daran, dass der Gelähmte von vier Menschen getragen wird.

Glaube ist ebenso wie die Anfechtung des Glaubens ein persönliches Geschehen, bei dem niemand an unsere Stelle treten kann. Das ist wahr. Aber der Glaubende ist nie allein und auch der Angefochtene nicht. Glaube wird nicht dort stark und Zweifel wird nicht dort überwunden, wo wir uns auf uns selbst zurückziehen, sondern wo man sich helfen lässt und wo man hilft.

So sollen und dürfen Kinder von ihren Eltern lernen, was glauben heißt. Aber finden nicht auch Eltern zurück in den gelebten und erfahrenen Glauben, wenn sie so, wie die vier den Gelähmten tragen, ihren Kindern Rechenschaft über den Glauben geben und ihnen vorangehen auf dem gemeinsamen Weg der Kinder Gottes?

Schließlich erinnere ich an den Schluss des Evangeliums: „Als das Volk dies sah, pries es Gott voller Ehrfurcht.“ und den gleichsinnigen Schluss des Schütz'chen des Chorals „Gebt unserem Gott die Ehre“.

Darauf läuft alles hinaus: Dass Gott geehrt werde.

Das ist Anfang und Ziel, Sinn, Wahrheit und Licht. Ewiges Lob ist ewiges Leben.

Dies Lob kommt nie zu früh. Zum Leben des Glaubens gehört alles hinzu: die Anfechtung, der Trost durch das Wort, der Aufbruch, das Loben. Hier braucht man keine Reihenfolge einhalten; man kann es gar nicht. Darum braucht man aber auch mit dem Lob nicht bis zum Schluss zu warten. Man darf auch mit dem Lob anfangen.

Auch das „Herr, erbarm Dich“ und das „Hilf doch“ ist ein solches Lob, das Gott die Ehre gibt. Schütz sagt: „Ich rief zum Herrn in meiner Not“ und er erfuhr, dass das Lob aus der Tiefe in die Freiheit der Kinder Gottes führt.

Zu dieser Erfahrung lädt uns die heutige Kantate ein.